

2. 1458, am 2. November, gleich nach der Hochmesse, brach unter dem Kloster, im unteren Hause, ein Feuer aus, nachdem fast acht Tage lang ein Gespenst das Gesindehaus beunruhigt und das Gesinde gescheucht hatte, obwohl der Pater Prior mit einem Bruder Wache gehalten hatte. Weithin erzählte man davon. — Die Reste des neu aufgebauten, außerhalb der Clausur, unterhalb des oberen Turmes stehenden Hauses stehen noch und werden „Schneiderstübel“ genannt. Die erfundene Bezeichnung „Torwärterhaus“ ist widersinnig: Ein Torwärter hinter zwei Toren!

3. 1551 im Juli überkam Burg und Besigungen als kaiserlicher Hauptmann Jacob von Hag. Dieser mußte die verdorbenen Dächer der Burg ausbessern lassen. Die Kosten betragen über 151 Schock Groschen. Der Schindelmacher hatte 294 Schock Schindeln dazu gefertigt, das Schock für 12 Pfg. Es scheint, als seien zwar die Außenwände steinern, die inneren Wände aber aus Fachwerk hergestellt gewesen, aus Balken, Ziegeln und Lehm.

Als 1557 Benno von Salza, jüngster Camerrat in Böhmen, den Dybin mit dem Tale und den Hochwald vom Fußsteige nach Hain bis zum Sabler Wege zum Rammloch erhielt, war die Burg schon wieder baufällig. Er ließ deshalb die verfallene Brettmühle beim Meierhose liegen und baute eine neue beim Einsiedelsteine, um Balken, Bretter und Schindelholz zu sägen. Aber die schönsten Bäume ließ der Rat durch die Förster verkaufen (Stück 5 gr.) und viel geschnittenes Holz wurde bei der Einsiedelmühle weggenommen. Zum Bauen kam Salza nicht mehr, denn er starb im Spätsommer 1566 nach vielem Verdruß, Arger und Streit mit Zittau.

Die Burg mit Zubehör erhielt Igl von Hartenreut. Aus seinem Briefe vom 26. Oktober 1567 (Hauptstaatsarchiv in Dresden 9346) an seinen Gevatter, den Vicekanzler Mehl von Strehlig auf Grafenstein, erfahren wir, daß Zittau ihn bedrängte und daß „Thurm, Zimmer vnd Tachungen abgeprunnen“ seien. Es sei misslich, daß die Drischasten, welche zu Dybin gehörten, verpfändet seien. Das sei „bei fürfallender Feur vnd anderer Not sehr übel, wie es sich diß Jar in der geferslichen Prunst wol erwiesen.“ — Igl hat nun wohl oder übel die Feuerschäden beseitigen und viel aufbauen müssen.

4. 1577, am 24. März, zog abends um 7 Uhr ein schweres Gewitter heran. Ein Blitz schlug ins Kloster und zündete. Alles Brennbares verbrannte. 1574 hatte Zittau den Dybin mit seinen lausitzischen Dörfern für 68 000 Thl. vom Kaiser Maximilian II. gekauft. Man hatte auf dem Dybin einen Wächter bestellt. Dieser und etwa wenige dybinische Leute wagten sich nicht heran aus Furcht, das in Kellern lagernde Pulver werde explodieren.

Die Chronik Lanckisch berichtet S. 344: Den 24. März des Nachts umb 1 Uhr zündte das Wetter den Dwin an vnd durfte niemand wegen Gefahr des Pulvers, so drinnen lag, sich wagen zu löschen, ist also aus Gottes Vorsehung ganz verbrannt vnd verdorben, da es gestanden hatte 211 Jahr.

Kaiserliche Commissare, der oberlausitzische Hauptmann von Rechenberg und Heinrich von Kostitz schrieben 1581 an Kaiser Rudolf: Soviel den Dybin anlangt, konnten sie uns nit verhalten, das verschiener Zeit das Wetter in den Thurm, darinnen eine große Anzahl pulver gewest, geschlagen vnd weilen sich jedermennigklichen, damit nit etwan das feuer auch ans pulfer khomben, die gemever alle zerstoffen vnd hierdurch die anwesende Leute nit im Rauch ausgehen sollten, befahret, sey es vnmögliche gewesen, einige Rettung zu thun, sondern hatten es fast in acht Tage noch einmal brennen lassen müssen. In diesem brandt dene alles eingangen, die werckstücke aus den Mauern gefallen, die fenster vnd Thieren zersprungen und das bley zerschmelzet worden. Das eisenwerk, sowol die glasscheuben sind zu den schuelgebeuden, fleischbencken vnd anderem gebraucht — — den feuerschaden, grosse hauffen steine beyssammen gelegen, so seindt doch die haubtmauern vorhanden.

Man hatte Furcht vor dem Pulver, daher wagte niemand zu löschen. Acht Tage lang brannte die Burg samt der herrlichen Kirche. Abzig blieben allein „die haubtmauern“, an denen Zeit und Wetter nagen.

Die Skelettfunde von Sdier bei Bautzen

Am Rande der Oberlausitzer Heide liegt das kleine Dorf Sdier. Im Frühjahr umfängt es ein Blütenrausch, im Herbst glüht die Heide in purpurnem Schimmer dicht hinter den letzten Häusern des Dörfleins auf. Ein breitwuchtiges Herrenhaus erhebt sich auf einer noch heute von einem nassen Graben umschlossenen Insel. Auf dem Bühl einer alten Wasserburg ist es erbaut und birgt heute Kirche und Pfarre der katholischen Gemeinde. Zu Seiten des Dorfes aber jagt die moderne Zeit auf lärmenden Kraftwagen die große Straße nach der Niederlausitz entlang, keiner der zahlreichen Reisenden ahnt etwas von der friedvollen Stille dieses Heimatwinkels.

Als in den Sommermonaten der Grund zu einem neuen Hause gegraben wurde, das an die Stelle eines um 1820 hierher verlegten Heideblockhauses treten sollte, stießen die Arbeiter in weichem Sande auf einen rundlichen, harten Gegenstand, der zunächst als ein Topf angesprochen wurde. Beim Nachwühlen, ob in ihm etwa Geld verborgen sei, kam statt des Topfes ein menschlicher Schädel zum Vorschein. Der Fund wurde sofort in dankenswerter Weise durch Herrn Lehrer Heine der Provinzialpflegestelle (Fernruf 3773) in Bautzen gemeldet. Die Untersuchung und Freigrabung, welche von den Herren Medizinalrat Dr. Herbach und Dr. Frenzel geleitet ward, hatte folgendes Ergebnis:

An der Südostecke des neuen Hauses und unter dem Wohnraum des alten Gebäudes lagen in 90 Zentimeter Tiefe zwei mit dem Gesicht nach Osten blickende gestreckte Skelette. Beiden ist die Kreuzung der Arme auf der Brust (in Gebetshaltung) gemeinsam. Das zuerst aufgefundene gehört einem Manne an, wie aus der Deckenform hervorgeht. Sein gut ausgebildetes und noch nicht abgekauftes Gebiß weist ebenso wie die noch erhaltenen Epiphysengrenzen der Extremitätenknochen auf ein jungliches Alter (etwa 14—16 Jahre). Das zweite Skelett, welches südlich daneben liegend vorgefunden ward, ist ebenfalls das eines Mannes, jedoch zeigen die Zähne eine starke Abkauung und sind zum Teil kariös, daraus darf auf ein Alter von mindestens 30—40 Jahren geschlossen werden. Auffällig war, daß in Höhe des rechten Auges, auf dem Halsansatz und auf Unterleib und Beinen je ein saust- bis Kinderkopf großer Stein lag. Zudem waren die Unterschenkel gekreuzt, als sei der Tote im Grabe gefesselt gewesen. Steinbeschwerung und Fesselung sind aber uralte Sitten im Totenritus, sie sollen den Verstorbenen am Verlassen des Grabes hindern.

Die beiden Bestattungen in ihrer Mischung von Christlichem und Heidnischem lassen vermuten, daß sie mittelalterlicher Herkunft seien. Zeitbestimmend ist ein kleiner Schorb, der neben dem rechten Beckenteil des älteren Toten gefunden ward: Er ist ältestens auf 1400 anzusehen. Die Sage spricht davon, daß in der Gegend des Fundplatzes 1813 sieben Russen beerdigt worden sein sollen, aber abgesehen von dem jugendlichen Alter des einen Individuums erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß diese Skelette Kriegsbestattungen darstellen, weil man um 1820 kaum vergessen haben dürfte, wo die russischen Gefallenen ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Keinesfalls würde man das Haus über ihren Gräbern errichtet haben. Andererseits spricht die sorgsame Art der Totenbergrung gegen eine Kriegsbestattung. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß im Mittelalter bei verschiedenen entlegenen Ortschaften keine Friedhöfe bestanden, die — ob mit oder ohne kirchliche Genehmigung bleibt bislang unentschieden — belegt wurden. Heidnischer Totenbrauch wurde noch geübt.

Die Untersuchung, welche von der Besitzerin Frau Kubasch freundlichst gestattet wurde, war wissenschaftlich sehr lehrreich. Die Grabung wurde von zahlreichen Ortseinwohnern und vielen Schulklassen mit ihren Herren Lehrern

Sauppe.